Zeitschrift: Pädagogische Blätter : Organ des Vereins kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Herausgeber: Verein kathol. Lehrer und Schulmänner der Schweiz

Band: 4 (1897)

Heft: 18

Artikel: Die Stellung der Schule zur sozialen Frage : Vortrag [Fortsetzung]

Autor: Lang, Luzius

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-539505

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 16.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Die Stellung der Schule zur sozialen Frage.

(Referat in der Konferenz der katholischen Lehrer und Schulmänner des Kreises Schwyz in Küßnacht, Juli 1897.)

Von P. Luzius Lang, O. C., in Arth.

(Fortsetzung.)

II.

Die Gesellschaft, als Verbindung von Menschen, welche auf Grundlage der Solidarität — der gegenseitigen Verpflichtung und Verantwortung mit einander im Erwerbs- und Verkehrsleben stehen, um ihre Wohlfahrt, vorab ihr irdisches Wohl, anzustreben, geht aus dem Verhältnis hervor, das notwendigerweise zwischen Besitz und Arbeit sich bildet. Eine andere Entstehungsweise des gesellschaftlichen Lebens ist geradezu nicht denkbar. Besitz und Arbeit gelten deshalb als die gesellschaftlichen Grundbegriffe. Es läßt sich über die soziale Frage nicht richtig und deutlich sprechen, ohne an diese zwei Begriffe und ihr notwendiges Verhältnis zu einander zu denken. Viel Dunkelheit und Mißverständnis rührt in dieser Frage daher, daß dies übersehen wird, die Schule denkt daran und sorgt dafür, daß die Jugend das volle Verständnis dieser zwei Begriffe und ihres unauflöslichen Verhältnisses ins Leben mitnimmt.

Zuerst ein Wort vom Besitze, als dem ersten gesellschaftlichen Grundbegriff. Was jemand rechtmäßig zu eigen hat, ist sein Besitz oder Eigentum. Es gibt verschiedene Arten von Eigentum. Es genügt hier, bewegliches und unbewegliches Gut zu unterscheiden. Letzteres ist die ursprüngliche Art von Besitz. Das Bewegliche wird aus den Erträgnissen des unbeweglichen Gutes gewonnen. Es gibt daher an und für sich keinen Besitz ohne Eigentum von unbeweglichem Gut, ohne Eigentum an Grund und Boden. Es ist sehr kurzsichtig, wer dafür hält, es könne Guthaben, Schätze, Reichtümer geben, die ihre Wurzeln nicht in Grund und Boden hätten. Die Wurzeln mögen so zart sein, daß sie ob ihrer Feinheit dem Auge der Mehrzahl sich entziehen, aber sie ruhen irgendwo, wenn noch durch so viele Mitglieder, in der Erde. Alle Kapitalien, alle Banknoten, alle Pfründen, alle Salarien, alle Maschinen und Handwerksgeräte u. s. w. sind im ursprünglichen Sein und Wesen Naturgüter, sie haben nur eine Umwandlung erfahren und dadurch ihre gegenwärtige Form und Gestalt erhalten. Da verstehen wir den Witz, das Korn des Spruches, den auf dem allbekannten Bilde der Bauer unter den Vertretern der verschiedenen Stände führt: „Und ich erhalte euch alle.“ Da erfassen wir's auch in seinem ganzen Ernste, was in den Bitten und Mahnungen liegt, wenn unsere wohlerfahrenen Alten

ihren Jungen stets zugerufen: Ehret das Heim! Sorget für Erhaltung von Grund und Boden! Zerstückelt die Güter nicht! Laß euch ohne wichtigste Gründe nicht vom Lande! Betet und arbeitet, hauset und sparet zusammen, damit der Hof ganz bleibt! S'Land nährt immer, wenn es unter Gottes Segen bearbeitet wird, wie es dies erfordert und nahe legt, und wenn der Bauer seinen Stand ehrt, sich darum nicht vergißt, nicht Dingen nachjagt, die über ihm liegen! Wie viel Misere ist sozusagen überall unters Volk gekommen, weil diese Mahnungen als Altväter-Ansichten in den Wind geschlagen wurden! Drum weist die Schule an Wiese und Baum, an Fels und Wald, an Stein- und Sandlager, an Fluß und Teich und See u. a. in faßlichster Weise nach, wie diese Sachen unerschöpfliche Geld-, Nahrungsquellen, Existenzmittel sind, wenn Menschen mit Kopf und Herz, mit Tugend und Gewissen sie bewirtschaften.

Ja bewirtschaftet muß das Gut werden. Der bloße Besitz, wie Haus und Maschine, Stall und Vieh, Werkstatt und Laden und Büreau, u. a. nähren noch nicht. Ertrag- und genießbar wird der Besitz, und könnte er nach Millionen gewertet werden, erst durch die Arbeit. Die Arbeit, alle Arbeit, die leibliche, geistige und geistliche Arbeit ist unter dem Allernotwendigsten behufs Gesellschaftsbildung das Zweite. Aber es poche niemand mit der Arbeit! Die bloße Arbeit kann unser Leben auch nicht fristen. Soll die Arbeit uns Lebensmittel verschaffen, so muß sie am Besitze sich nutzbar verwerten können. Nun, was erfahren wir? Da sehen wir deutlichst, in welchem Verhältnis Besitz und Arbeit zu einander stehen. Besitz und Arbeit sind strenge auf einander angewiesen. Die Arbeit kann ohne Besitz sich nicht betätigen, und der Besitz gibt ohne Arbeit keinen Ertrag, keine Lebensmittel. Beide, Besitz und Arbeit, rufen sich gleich stark in gegenseitigen Dienst. Arbeit ist Ergänzung des Besitzes und Besitz ist die Voraussetzung fruchtbringender Arbeit. Der Arbeit geht der Besitz voraus; deshalb kann ihm ein Vorrang im Erwerbs- und Verkehrsleben nicht abgesprochen werden. Er kann der Arbeit nicht ermangeln, er muß sie zu Hülfe rufen, aber er hat das voraus, daß er die Anfrage stellen und einige Zeit wenigstens auf die Zusage warten kann. Die Arbeit ist, sittlich aufgefaßt, der edlere, höhere Teil am gesellschaftlichen Leben, aber vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, steht sie dem Besitze nach, weil sie ohne diesen nichts fürs Leben zu geben vermag. So bringt es nun einmal die Natur der Sachlage mit sich, daß in der Gesellschaft der Besitz den ersten, die Arbeit den zweiten Platz einnimmt. Diese Ordnung kehrt niemand um, sie mag aufs Bitterste angefeindet werden; sie bleibt; wer sie angreift, vergreift sich an

seinem eigenen Wohl. Gegen dies richtige Denken handeln, heißt gegen die Natur sündigen, und diese Art Sünden sind die verderblichsten. Indes, rechtlich angesehen, stehen Arbeit und Besitz einander gleich, weil der gleiche Zweck — die Nutzbarmachung und das gleiche Bedürfnis — die Lebenserhaltung die Besitzenden und die Arbeiter mit einander in Verbindung bringen und zwar gestützt auf gegenseitige rechtliche Verträge.

Das ist der Weg, auf welchem die Gesellschaft entsteht, auf welchem die Menschen unter wechselseitiger Verpflichtung und Verantwortung, ihre Wohlfahrt zu hegen und zu pflegen, gesellschaftliche Verhältnisse anknüpfen und unterhalten. Die Schule benützt die reichlich sich ihr bietenden Gelegenheiten, das Verhältnis zwischen Besitz und Arbeit zu erörtern, die beidseitige Abhängigkeit klar zu legen, des einen wie der andern Stellung im gesellschaftlichen Leben zu besprechen, die gegenseitige rechtliche Stellung zu betonen, und Mahnung zu geben, diese Ordnung, die unzerstörbar ist, heilig zu halten. Was Ordnung ist, anerkennen, ist schon Übung der Demut. Freilich, primitive Demut, aber ohne diese gibts keine höhere in Wahrheit!

III.

Obwohl das gesellschaftliche Erwerbs- und Verkehrsleben eine notwendige Erscheinung ist, wie wir wahrgenommen haben, kann das Entstehen und Bestehen der Gesellschaft dennoch sehr begünstigt, freilich auch sehr gefährdet werden.

Sehr gefährdet, mißgestaltet wird das gesellschaftliche Leben, wenn Besitz und Arbeit in einer und derselben Hand liegen. In diesem Falle, wo der einzelne Besitzer selbst seine Güter bewirtschaftet, sein Gewerbe treibt, seine Geschäfte besorgt durch Leute, die so fest an ihn gebunden sind, als sein Haus und Hof, seine Maschinen und Wertpapiere u. s. w. ihm zu eigen gehören: da kann augenscheinlich ein eigentliches Verkehrsleben nicht zustande kommen. Deshalb hat das Heidentum die echte und rechte Gesellschaft nicht gekannt. Es kannte nur mehr das besitzende Individuum und den Staat. Letzterer war auf dem Gebiete des öffentlichen Rechtes und jener auf dem des Privatlebens absolut. Wie hätte da eine Gesellschaft entstehen, eine auf gegenseitige Wohlfahrts-Förderung abzielendes Verkehrsleben bestehen können? Kein Besitzer war genötigt, mit einem andern Besitzer sich in Verbindung zu setzen behufs Wohlfahrs-Interessen. Jeder genügte sich selbst, weil jeder für seine Bedürfnisse hatte, was er brauchte, d. h. durch seine Leute, die Sklaven sich verschaffen konnte, selbst fürs geistige Leben; es gab ja auch gebildete, selbst gelehrte Sklaven, die in Wissenschaft und Kunst Unterricht zu erteilen

und die Erziehung zu leiten fähig waren. Freilich kann der Mensch das Wesen seiner Natur nie völlig verläugnen; seine wesentlich gesellige Natur tritt hervor und macht sich bemerkbar in verschiedener Weise. Es benötigte auch im Heidentum das besitzende Individuum den Markt, den Rechtsanwalt, den Arzt, den Vergnügungsort, aber die Verbindungen, die so entstanden, waren vorübergehend, sie gründeten nicht den Zustand eines Verhältnisses, sie waren nur Notbehelfe, die menschliche Natur konnte und mußte sich äußern, daß sie für die Gesellschaft bestimmt sei, aber das Heidentum verwehrte es, daß sie ihre Bestimmung erreichte oder sie ernstlich anstrebte. Die Schule hat großes Verdienst, wenn sie das Unnatürliche — das Unfreundliche, Feindliche, Düstere und Drükkende des Heidentums darstellt. Sie beugt damit jener Richtung vor, die im Heidentum ein sonniges Naturleben erblickt und das Christentum bedauert.

Sehr begünstigt wird das Entstehen und Bestehen des gesellschaftlichen Lebens, wenn Besitz und Arbeit in verschiedenen Händen sich befinden. Sind die Besitzer gar nicht oder nur teilweise imstande, ihre Güter selbst zu besorgen, und haben die Arbeiter nicht das erforderliche Kapital, um das für die Arbeit nötige Material sich zu verschaffen und daraus den Lebensunterhalt zu schöpfen, so muß sich zwischen diesen und jenen notwendig ein gesellschaftliches Verhältnis entwickeln. Je mehr dieses Bedürfnis die Klassen der Besitzer und die Klassen der Arbeiter einander nahe bringt, um so fester schließen sich Verbindungen unter ihnen, um so leichter, besser und schöner gedeiht das gesellschaftliche Erwerbs- und Verkehrsleben, um so frischer und kräftiger steht und geht die Gesellschaft. Die Schule beachtet diese Begünstigung und jene Gefährde des gesellschaftlichen Lebens und wendet alle Mittel an, über die sie verfügt, die Selbstgenügsamkeit und das Streben darnach zu bekämpfen. Sie geißelt das spröde, kalte Wort: Wir brauchen niemand, wir können alles allein machen. Da, wo Reichtum ist, soll dies Wort nicht gesprochen werden. Der Reichtum soll den Arbeiter beschäftigen. Das ist edle Wohltat.

Eine weitere Gefährde fürs gesellschaftliche Leben beklagen wir im schroffen Gegensatz der Kapitalisten zu den Arbeitern und umgekehrt. Wo das Kapital schrankenlos Herr und Meister ist; wo die Arbeiter wie auf Gnade und Ungnade sich ihm ergeben müssen da kann von einer freien und freundlichen Verbindung schon gar nicht die Rede sein; da ist etwas wie Hörigkeit, wie Leibeigenschaft, selbst wie Sklaventum, das sich von demjenigen im Heidentum nur durch seine neue Form unterscheidet. Man spricht deshalb auch von weißen Sklaven. Die Schule erklärt, wie es sich schickt, das apostolische Wort: Der Arbeiter ist seines Lohnes wert; sie

vergißt jedoch nicht das andere apostolische Wort beizufügen: Wer nicht arbeitet, soll auch nicht essen. Der Lohn soll verdient werden. Zufriedenheit macht menschenfreundlich; Gewissenhaftigkeit bricht Hartherzigkeit; gutes Haushalten empfiehlt; die Vergnügungssucht, die Verschwendung erwecken die Ansicht, die Arbeiter seien nur zu gut bezahlt.

Da kann es jedermann fassen, und die Schule faßt es am leichtesten, daß es nicht bloß etwas sehr Erwünschbares ist, wenn man einen Zustand verlangt, der zwischen Großkapitalisten und notleidenden Arbeiterklassen eine gute Mitte einnimmt. Ein solcher mittlerer Zustand oder Mittelstand ist durchaus das Erfordernis zur Ausgleichung der bestehenden gesellschaftlichen Mißstände. Und worin besteht ein solcher Mittelstand? Darin besteht er, daß auf der einen Seite ein vielgestaltiger, aber nie übermäßiger Reichtum vorhanden ist, und daß auf der andern Seite ein Stand von Arbeiterklassen sich behauptet, der nicht allein auf die Gunst der Reichen angewiesen ist, sondern sich durch bescheidenen Eigenbesitz geschützt und gesichert weiß vor Druck der Gewaltigen. So gestellte Arbeiter sind nicht gehalten, jeder Anfrage mit ja zu begegnen, sie können ihren Herren als selbständig und vertragsfähig gegenüber treten. Dann also haben wir den erwünschten Mittelstand, wenn Arbeitgeber und Arbeitnehmer so aufeinander angewiesen sind, daß sie einander die Hände reichen in besten Treuen, im Geiste der Gerechtigkeit und Billigkeit. Ich bemerkte, die Schule erfasse dies am leichtesten. Darum wirkt sie nach Kräften darauf hin, indem sie bestrebt ist, auf der einen Seite den Geist der Gemeinnützigkeit und auf der andern Seite den Sinn für Sparsamkeit zu wecken; dort ein herablassendes, volkstümliches und hier ein nach Oben ehrerbietiges und zutrauliches Wesen zu erziehen, beide Teile aber zu umschlingen mit dem Bande der Liebe, die im Nächsten, sei er hoch oder nieder, den Mitbruder sieht und ehrt. (Schluß folgt.)

Stimmt! „Als ich — ein warmer Freund dieses Jahrhunderts und im innersten Herzen desselben geboren — um die Freiheit bat, nichts glauben zu dürfen, hat man sie mir willig gegeben; als ich mir die Freiheit nahm, nach Ämtern und Würden aller Art zu streben, wurde sie mir gestattet; als ich mir die Freiheit nahm, die öffentlichen Geschicke beeinflussen zu wollen, indem ich noch in unreifer Jugend mit den ernstesten Fragen mich beschäftigte — wurde sie mir nicht versagt; als ich alle Mittel zur Befriedigung all unserer Neigungen forderte, hat man dies gut und billig gefunden. Heute aber, wo ich, von dem göttlichen Geiste getrieben, welcher auch dieses Jahrhundert nicht zur Ruhe kommen läßt, mir die Freiheit nehmen will, den Antrieben meines Glaubens zu folgen, nichts mehr zu beanspruchen, arm und still mit einigen gesinnungsverwandten Freunden zu leben, — heute fühle ich mich sofort gehemmt, von ich weiß nicht wie vielen Gesetzen umstrickt; ja halb Europa würde sich, wenn es not täte, zu unserm Untergang verschwören."

(Lacordaire.)